

Landessuperintendentin Oda-Gebbine Holze-Stäblein,

Sonntag Judika, 18. März 2018, 18 Uhr

Predigt über Genesis 28, 10-16

18. 3. 2018 – Judika – Berliner Dom 18 Uhr

Fastenpredigtreihe „Auf der Grenze“

Auf der Grenze zwischen Heimat und Fremde: Kein Niemandsland. Nirgends

Liebe Gemeinde!

Kais letzte Reise findet in einer Urne statt. Zehn Freunde bringen seine Asche mit einem Schiff von Spitzbergen aus ins Polarmeer am 80. Breitengrad. Als die Freunde einen Eisbären sichten, verstreuen sie die Asche im Meer. Genauso hat Kai es sich gewünscht. Kai war Arzt und Fotograf. Er ist an Krebs gestorben. Immer wieder hat er das Polarmeer bereist, und er hat dazu geschrieben: „Wann immer ich in Spitzbergen war, hatte ich ein tiefes Gefühl der Verbundenheit mit dieser eisigen Welt, gerade so, als läge dort mein Ursprung. Es ist jetzt mein Wunsch, an diesen Ort des Ursprungs zurückzukehren, um dort für immer bleiben zu dürfen.“

„Ein tiefes Gefühl der Verbundenheit, als läge dort mein Ursprung“: das ist es wohl, was Menschen empfinden, wenn sie beschreiben wollen, was für sie Heimat ist. Ich habe mich erst gegen den Gedanken gewehrt, dass das auch ein nicht einmal klar zu benennender Ort im Polarmeer sein könnte. Inzwischen denke ich: Wer bin ich, dass ich über die Verbundenheit anderer Menschen und über ihr Heimatgefühl befinden wollte! Heimat wollen und brauchen wir alle: das verbindet uns miteinander und ist doch etwas zutiefst Persönliches; etwas, das man kaum mit einem anderen Menschen teilen kann, auch wenn wir äußerlich gesehen dasselbe Dorf, dieselbe Stadt, denselben Kirchturm meinen, wenn wir von Heimat reden.

„Heimat, das sind im Grunde die Menschen,“ hat mal vor mehr als fünfzig Jahren in einer Diskussion ein Mitstudent gesagt. Er sagte diesen Satz mehr vor sich hin, leise und nachdenklich, so, als wäre er nur für ihn selbst bestimmt. Ich habe aber diesen Satz gehört und nie vergessen. Vielleicht auch deswegen, weil ich selbst nie eine Heimat im üblichen Sinn gehabt habe: d.h. einen Ort, wo ich geboren und aufgewachsen bin, wo ich lange gelebt und mich verbunden gefühlt habe. Es waren alles Heimaten auf Zeit, müsste ich sagen, aber das Wort Heimat hat keinen Plural. In den Gemeinden, in denen ich Pastorin war, bin ich immer wieder Menschen begegnet, die ihr Leben lang in einer Wohnung gewohnt haben und nie den Ort ihrer Geburt verlassen haben. Manche waren 80 Jahre und älter – wie die saarländische Großmutter von Heiko Maas, die nie ihre Heimat verlassen und trotzdem im Lauf ihres Lebens fünf verschiedene Pässe gehabt hat. Ich stand staunend und irgendwie auch neidisch vor solchen Menschen. Aber sie waren mir auch fremd. „Für dich mag diese lebenslange Einbindung in Heimat gut sein, dachte ich, „aber ich möchte so nicht leben. Ich möchte mehr Freiheit. Ich bin viel zu neugierig auf diese Welt, auf ihre Buntheit und Vielfalt; auf das, was anders und fremd ist und mir Mühe macht.“

Heimat, Fremde, Grenzen, Abgrenzungen: ein emotional hoch aufgeladenes, fast explosives Gemisch! Da sind zum Beispiel die Russlanddeutschen der zweiten Generation. Alles junge Leute. Viele von ihnen sind sehr konservativ, engagieren sich politisch in der AfD oder sympathisieren mit ihr. Was haben sie im Gepäck? Das, was in ihren Familien unter schwierigsten Bedingungen in der russischen Fremde bewahrt

wurde: christlicher Glaube, christliche Lieder aus den Gesangbüchern des 19. Jahrhunderts, deutsche Kultur, wie sie eigentlich nirgendwo mehr gelebt wird. Und nun leben sie in einem Land und einem Staat, der sich als säkular versteht, in dem verschiedene Religionen miteinander leben lernen müssen und die Kultur selbst ein Schmelztiegel vieler Einflüsse ist. Sie empfinden das als Verfall, und sie haben ein gewaltiges Sendungsbewusstsein: sie sehen sich als die Bannerträger, als die wahren Vertreter der deutschen Heimat und der christlichen Religion, die in der russischen Fremde bewahrt wurde. Am liebsten soll alles so sein, wie es in Russland war. Dass sie die Muslime, die länger in diesem Land leben als sie selber, als Leute betrachten, die hier nicht hingehören, versteht sich fast von selbst.

Und nun haben wir auch noch einen Minister für Heimat, der bereits in seiner aller ersten Verlautbarung Gräben neu markiert und Grenzziehungen vornimmt.

Wir hören eine alte Geschichte. Sie handelt von einem, der sich plötzlich und unerwartet auf der Grenze wiederfindet: auf der Grenze zwischen Heimat und Fremde.

10 Aber Jakob zog aus von Beerscheba und machte sich auf den Weg nach Haran

11 und kam an eine Stätte, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein von der Stätte und legte ihn zu seinen Häupten und legte sich an der Stätte schlafen.

12 Und ihm träumte, und siehe, eine Leiter stand auf Erden, die rührte mit der Spitze an den Himmel, und siehe, die Engel Gottes stiegen daran auf und nieder.

13 Und der HERR stand oben darauf und sprach: Ich bin der HERR, der Gott deines Vaters Abraham, und Isaaks Gott; das Land, darauf du liegst, will ich dir und deinen Nachkommen geben.

14 Und dein Geschlecht soll werden wie der Staub auf Erden, und du sollst ausgebreitet werden gegen Westen und Osten, Norden und Süden, und durch dich und deine Nachkommen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden.

15 Und siehe, ich bin mit dir und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land. Denn ich will dich nicht verlassen, bis ich alles tue, was ich dir zugesagt habe.

16 Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der HERR ist an dieser Stätte, und ich wusste es nicht!

Eine Nacht in der Wüste: das hat was! Der funkelnde Sternenhimmel. Der von der Hitze des Tages noch warme Sand. Die majestätische Stille der Wüste: Wer das mal erlebt hat, wird es nie vergessen.

Es kann aber auch anders sein. Kein warmer Sand, sondern Geröll und Steine. Und dann nicht nur Stille, sondern unheimliche nächtliche Geräusche. vielleicht Schlangen oder Skorpione auf ihrer nächtlichen Jagd??

Jakob kennt die Wüste. Jedenfalls bei Tag. Aber nachts? Im letzten Abendlicht sucht er einen Ort, an dem er sich einigermaßen sicher fühlt. Findet sogar einen glatten Stein, auf den er sein Haupt betten kann. Trotzdem kein tiefer, traumloser Schlaf, obwohl der Körper von der Wanderung des Tages erschöpft ist. Der Geist ist noch lange nicht zur Ruhe gekommen über dem, was hinter ihm liegt.

Es ist alles so schnell gegangen. Jakob hatte dem Bruder Esau erst für ein Linsengericht das Erstgeburtsrecht und dann dem blinden Vater Isaak den Segen abgeluchst, der dem Erstgeborenen zukam. Esau ist außer sich und sinnt auf Rache: „Ich werde ihn umbringen!“ Mutter Rebekka kennt ihren Sohn Esau. Er ist bisschen langsam; einer, dem oft die Worte fehlen. Und dann schlägt er zu, blind vor Zorn. Schon immer waren die ungleichen Brüder Konkurrenten: Jakob schnell im Denken und voll Spottlust über den tumben Esau. Esau rau und roh, dem fixen Jakob im verbalen Schlagabtausch unterlegen. Dafür ist

alles, was draußen ist, sein Zuhause. Er kennt die Felsen, weiß die Wege der wilden Tiere, ist ein treffsicherer Jäger.

Rebekka schickt ihren Liebling Jakob aus dem Haus und in die Wüste, bevor der Konflikt weiter eskaliert. „Ich will nicht beide Söhne verlieren,“ sagt sie. Jakob muss alles verlassen, was er bisher gekannt hat: das Geviert des Vertrauten, Vater und Mutter; ja, auch den Bruder, der ihm – Streit hin oder her – vertraut war; das, was bisher Heimat war, ohne, dass er je groß darüber nachgedacht hat.

Das Weideland der Familie hat er längst verlassen und ist über die Grenze hinaus gewandert. Die Füße sind schon jenseits der Grenze, gewissermaßen im Niemandsland, Kopf und Herz nicht. – Manchmal bleibt das ein Leben lang so: die äußere Existenz ist längst irgendwo in der Fremde angekommen und neu aufgebaut. Aber das Herz, die Seele: die sind in der alten Heimat stecken geblieben. Wie bei vielen Russlanddeutschen. Und bei vielen anderen, die geflüchtet sind.

Zwanzig Jahre wird es dauern, bis Jakob zurück kommen kann in das vertraute Geviert, in seine Heimat. Wie gut, dass er jetzt nicht weiß, wie lange das Leben in der Fremde dauern wird!

Jakob träumt: Eine Leiter, wohl eher eine breite Treppe nach Art der Tempel-Aufgänge im alten Babylon. Eine Verbindung zwischen Himmel und Erde. Die Engel Gottes steigen auf ihr auf und nieder. Was tun sie? Sie transportieren Jammer und Trost: den Jammer der Menschen bringen sie Gott zu Ohren und den Trost Gottes ins Herz der Menschen. Ein schönes Bild! Und dann dieses ‚Oben‘: „Der Herr stand oben darauf“, heißt es. Gesehen hat Jakob Gott nicht, nicht mal im Traum. Die Stimme, die Worte sind es, die der Erzählung wichtig sind.

Da wird also aus dem doch ziemlich planlosen Hals-über-Kopf-Flüchtling Jakob ein Wanderer unter dem Schutz und mit einer dreifachen Verheißung Gottes. Erstens: Ich will dich nicht verlassen. Zweitens: Ich will dich wieder herbringen in dies Land. Drittens: Da, wohin du jetzt unterwegs bist, will ich dich behüten. Das ist ein göttliches „Rundum-Sorglos-Paket“! Und über seine persönliche Existenz hinaus verspricht ihm Gott auch noch wie seinem Großvater Abraham einen Kollektivsegens für seine Nachkommen, die er noch gar nicht hat. Weitreichender und zukünftiger geht es nicht.

Als Jakob erwacht, sagt er: „Fürwahr, der Herr ist hier, und ich wusste es nicht!“ Das ist beides: jähers Erschrecken vor dieser traumhaften Gottesbegegnung und zugleich ein nach-Hause-Kommen. Eben noch fremd und allem ausgeliefert, was kommt – und jetzt plötzlich geborgen. ‚Gott ist hier! Der Gott, den ich immer schon, von Kindesbeinen an, kenne. Mitten in der Wüste, in dieser Fremde ist er da und ist meine Heimat!‘ Beth-El, Haus Gottes nennt Jakob den Ort der geträumten Himmelsleiter.

Vielleicht kommt uns das gar nicht besonders spektakulär vor. Für uns ist es selbstverständlich, dass wir überall auf der Welt zu unserem Gott beten können. Wir können uns gar nichts anderes vorstellen. Das war in Israel anders. Israel hatte seinen Gott, aber die anderen Völker ringsherum, die hatten eben ihre Götter. Jede Gottheit hatte ihr eigenes Terrain, ihren Herrschaftsbereich, ihre Zuständigkeiten. Eine ‚Trans-Zendenz‘ im wörtlichen Sinn, also eine grenzüberschreitende Gegenwart Gottes auch in der Fremde, die konnte man sich nicht vorstellen. Erst allmählich dämmert in Israel die Erkenntnis, dass Gott sich nicht an unsere engen Grenzen bindet. Ein Gott, der seinem Volk voran in Wolke und Feuersäule durch die Wüste zieht, der ist auch imstande, ein fremdes Land zu einer neuen Heimat werden zu lassen.

Aus der Perspektive Gottes gibt es kein Niemandsland, in dem man nirgends hin- und zugehört. Nirgendwo auf der Welt. Jeder Mensch hat bereits einen Pass in der Tasche: Bürgerin und Bürger in Gottes weiter Welt. Von ihm angesehen, beachtet und anerkannt. Und auch die kleinste und ärmste Kirche und

Kapelle – und wäre sie auch nur ein Baum, unter dem ein Kreuz steht und wo Christen zusammenkommen zum Gottesdienst – ist ein genau so großes Zeugnis der Gegenwart Gottes in dieser Welt wie der Berliner Dom.

Die Himmelsleiter: Wie jede Leiter hat sie zwei Enden. Eins, das auf der Erde steht. Eins, das in den Himmel reicht. Vom Himmelsende war jetzt schon die Rede. Aber es gibt auch Himmelsleitern, die nicht so hoch hinaufreichen. Himmelsleitern mittlerer Reichweite. Es ist nicht ausgeschlossen, ja, es ist sogar ziemlich sicher, dass auch auf solchen Leitern Engel Gottes unterwegs sind, Transporteure von Jammer und Trost. Man muss sie nur entdecken und manchmal auch erst erfinden.

Ein solcher Entdecker und Erfinder ist der Schriftsteller Rafik Schami. 1972 musste er aus Syrien fliehen, sonst wäre er als Oppositioneller im Gefängnis gelandet. Er lebt in Deutschland, ist erfolgreich, weltgewandt, ein liebenswürdiger Kosmopolit. Schami hat seit 1972 Syrien nie mehr betreten. Aber seine Bücher spielen alle in Syrien. Mit und in seinen Figuren wandert er durch das Damaskus der Vergangenheit, die auch seine war. In seinen Figuren lebt er in den lauschigen Höfen und Gassen, wo Juden, Christen und Muslime damals Haus an Haus friedlich zusammenlebten. Seine Bücher sind prächtig, prall, voller Humor. Aber sie sind mehr als das. In ihnen rettet er ‚sein‘ Syrien, teilt es mit uns, die seine Bücher lesen, und rettet damit auch seine eigenen Wurzeln, seinen Ursprung. Vielleicht schreibt er nur deshalb seine Bücher, um diesen Ursprung zu retten! Er setzt damit ein widerständiges Zeichen gegen den Krieg und die Unterdrückung und Zerstörung seines Heimatlandes. Denen, die ihn lesen, gibt er zu verstehen: ‚Dieses Syrien, das ich in meinem Herzen habe, und lebendig werden lasse, das können die Assads der Welt nicht zerstören. Es wird sie überdauern. Auch meine Bücher werden sie überdauern.‘

Vielleicht denkt mancher: na ja, das ist doch eine eher profane Himmelsleiter. Mag sein. Aber Jakob war auch ein ganz profaner Mensch und träumte doch von einer Himmelsleiter. Die Engel Gottes können auf jeder Leiter unterwegs sein.

Wichtig ist: Rafik Schami ist nicht rückwärtsgewandt. Er ist hier wirklich angekommen und bejaht das Leben hier. Das, scheint mir, ist die Kunst: im Hier und Heute leben und doch von den eigenen Wurzeln wissen und sie in Ehren halten. Auch die Wurzeln des eigenen Glaubens.

Kai, der Mann im Polarmeer, hat seinen Ursprung eben dort, im Polarmeer, gesucht und gefunden. Für andere ist ihr Heimatort und Ursprung die Kirche, in der sie getauft und konfirmiert wurden. Für wieder andere ist er dort, wo die Gräber der Eltern sind. Oder der Spruch, der ihnen mitgegeben wurde und der zum Lebensort und Lebenswort wurde. Jeder Mensch hat seinen Reichtum.

Zum Schluss: Irgendwo auf dieser Welt, so habe ich gehört, soll es einen Heimatminister geben, der hat, als er seinen Dienst antrat, folgendes gesagt: „Ich bin ab heute Ihr Heimatminister. Ich bin das nicht gegen jemanden, sondern für alle, die hier leben. Es sind viele zu uns gekommen, nicht erst seit 2015, sondern schon viel früher; Menschen, die hier eine Heimat suchen, vielleicht eine Heimat auf Zeit, vielleicht eine auf Dauer. Lasst uns gemeinsam dieses Land so gestalten, das wir alle gern hier leben können, allen bestehenden Unterschieden zum Trotz, im Frieden und Einvernehmen. Bringt ein, was ihr mitgebracht habt: eure Erinnerungen und eure Hoffnungen. Nehmt teil an unseren Erinnerungen und Hoffnungen. Wir wollen sie miteinander teilen lernen.“

Ich habe gehört, dass es irgendwo auf dieser Welt einen solchen Heimatminister geben soll. Vielleicht habe ich das auch nur geträumt. Aber was heißt „nur“?

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus,
Amen